

Die Kameradin.

Roman von Julius Knopf.

(6. Fortsetzung.)

Ungeheuer war sie sich mit einiger Macht auf einen Sessel, daß die überausen Polster unter der Last ihres Körpers unwillig ächzten und quackten.

Regina sah den unerbetenen Besuch erschauert an. Sie wußte nicht, wo die Baronin mit ihrer unmoviert patriotisierenden Art hinaus wollte.

Als keine Antwort erfolgte, schaute Frau von Bergfeld eifrig weiter. Sie machte ihre Bemerkung darüber, wie bleich Regina aussehe, sie arbeite jedenfalls zu viel und darüber der Zerstreuung. Dann begann sie von einem bevorstehenden Tätigkeits-Basar zur Bekämpfung der Felderinder in Westafrika zu sprechen.

„Unglücklichweise“, fuhr sie in ihren Mitteilungen fort, „ist am nächsten Abend auch eine Vorstellung in dem Verein für Volksbildung unter den erwerbenden Frauen“, wofür ich den Vorsitz führe. Nun wollte ich Sie bitten, meine liebe Frau Regina, doch freundlichst in dem Basar meine Stelle zu vertreten.“

Regina wollte etwas erwidern, aber die Baronin ließ sie nicht zu Worte kommen und fuhr in hurtigem Kaffeekaffee-Tempo fort:

„Sagen Sie nichts dagegen, lieber Kind. Es ist wirklich notwendig für Sie, daß Sie endlich einmal herauskommen aus der Enge. Außerdem wird es auch für Ihre schriftstellerische Tätigkeit von Nutzen sein, wenn man Sie kennen lernt. Gerade dort werden Sie Leute begegnen, die Sie lancieren können.“

Regina war keineswegs gefonnen, auf das Anerbieten einzugehen. Sie griff daher zur ersten Ausrede, die ihr gerade einfiel.

„Ich bedauere lebhaft, gnädige Frau, aber ich habe eben, daß ich noch keine Festlichkeit bewache, da ich in Trauer bin, würde ich nicht einmal eine passende Toilette dafür bereit haben. Während der langen Jahre, da ich meine fränke Mutter pflegte, habe ich keine Gesellschaft besucht, daher fehlt es mir an entsprechender Garderobe.“

Wie ein Aufleuchten ging es über das matte Gesicht der Baronin; ihre Wangen färbten sich unter dem dicken Pulver. Sie strahlte vor Vergnügen und rief freudig:

„Doch! Ich mir's doch, die unpraktische, kleine Frau hat nicht einmal ein Gesellschaftsleid! — Kind, meine Sie gönnerhaft, dem ist sofort abzuhelfen! Sie haben ein unvergleichliches Glück!“

Regina blidete sie halb zerküßt, halb erschauert an, denn der ganze Besuch war ihr höchst lästig; und sie mußte vor allem noch nicht, worauf er hingielte. Sie sollte es gleich erfahren:

„Wirklich, liebe Frau Malten, ich kann Ihnen da recht gut aus der Verlegenheit helfen. Ich besitze ein sehr kostbares, schwarzes Spitzenkleid, ganz auf Seide gearbeitet, das mir etwas zu eng geworden ist. Es ist nicht noch neu aus, würde Ihnen gut stehen und für Ihre Figur gerade passen. Wären Sie, ich will es Ihnen gleich zeigen!“

So schnell es ihre mochten Glieder erlaubten, eilte sie hinaus. Und ehe sich Regina von ihrem Erstaunen und ihrer Empörung über das selbstmitleidige Angebot erholt hatte, erschien die Baronin wieder auf der Bildfläche.

Sie schleppte ein, selbst im Zwielicht der Dämmerung bereits grau und fadenförmig aussehendes, altes Spitzenkleid herein und breitete es vor Regina bereit aus, daß sie die besten Stellen sorgfältig mit gemalten Flecken bedeckte. Dann drückte sie den Sprachsinn und verschnitzte das hängende Regina die Vorzüge des Gewandes und schloß mit der kategorischen Erklärung, Regina brauche das Kostüm äußerst notwendig, da sie Sonn- und Feiertag nicht mehr in den schwarzen Wollkleidern im Salon der Pension erscheinen könne. Und sie schloß ihre Ausführungen pathetisch:

„Sehen Sie, liebe Kleine, ich weiß recht gut, daß Sie sehr sparsam leben müssen, um sich durchzuschlagen, und daß Sie keine großen Aufwendungen für Garerobe machen können. Ich will Ihnen das kostbare Kleid für sechszig Mark überlassen. Sie können es gleich hier behalten. Dann haben Sie die geringen Änderungen, die Sie jedenfalls selbst ausführen werden — Sie sind ja so geschickt — bis Sonntag fertig gefertigt. Und zu Tisch erscheinen Sie dann in dem eleganten Kleide. Wie eine Prinzessin werden Sie aussehen und Doktor Müll wird die Augen aufreihen. Nun ja, man weiß ja, schloß sie mit einem heimlich sein tollenden Lächeln und mit bewundernder Würde, als Regina eine Bewegung der Entrüstung machte. Regina Malten war starr. So etwas hatte sie denn doch für unmöglich

gehalten. Erst dieser schätzbare Preisverkauf mit dem wertlosen alten Kleide, dann die plumpe Ausplauderung — das alles wegen einer Bagatelle von sechszig Mark!

Im ersten Moment wußte sie nicht, was sie der dreisten Person erwidern sollte. Sie war geradezu sprachlos über eine derartige Unverschämtheit. Ihr schwabe eine lebhaftige Entgegnung auf der Zunge. Als sie indes den gequälten und gespannten Ausdruck in den Gesichtszügen der Frau von Bergfeld wahrnahm, die allemals den Erfolg ihres Experimentes abwartete, als sie die zerstückelten Samstagsblätter und den oft gewaschenen, selbst aufgefärbten, gelblichen Einlage ihres nach Benzin duftenden Tuschleides, da schied Regina ihren Zorn herunter und ein leichtes Bedauern mit der unglücklichen Aristokratin, die zu derartigen degradierenden Mitteln ihre Zuflucht nehmen mußte, stieg in ihr auf. Sie machte nur eine abmahnende Bewegung und sagte ruhig, aber bestimmt:

„Ich danke Ihnen für Ihre Intention, liebe Frau Baronin, aber ich bedauere sehr, keinen Gebrauch von dem Kleide machen zu können.“

Das Lächeln der Wohltole machte der peinlichen Szene ein Ende. Die Baronin verließ mit zornflammen Blicken, ohne Regina noch weiter eines Wortes zu würdigen, das Zimmer.

Nach dem Essen zog sich Regina sorgfältig zurück. Diesmal verlegte sie ihr Zimmer sorgfältig. Sie hatte kein Verlangen mehr, mit ihren Pensionsgenossen in nähere Berührung zu treten. Der Appetit dazu war ihr nachgerade vergangen.

Zeitig begab sie sich zur Ruhe, da sie sich außerstande fühlte, noch irgend eine Beschäftigung vorzunehmen. Doch trotz ihrer schweren Müdigkeit konnte sie lange keinen Schlaf finden. Als sie endlich in später Nachtstunden eingeschlafen war, führten in ihren Träumen die Pensionäre im Verein mit dem Gerichtsvolkzieher wilde Szenen auf, dramatisch und burlesk, die sie erregten und ihr eine unruhige Nacht bereiteten.

Sachses Kapitel.

Am anderen Morgen fand Regina beim Frühstück neben ihrem Gebed zwei Briefe. Der eine trug die kräftigen Schriftzüge des Obersten, der andere war von unbekannter Hand. Sie öffnete den zweiten zuerst und las:

Berechte Frau Malten!

Da Sie vor einigen Tagen gesprächsweise erwählten, ihre Klavierstunden wieder aufnehmen zu wollen, so erlaube ich mir, Ihnen mein Instrument, einen vorzüglichen Bechsteinflügel, zum Kauf anzubieten. — Ich gebe in kommenden Woche eine längere Konzertreihe anzutreten und bedarf vorläufig des Flügel nicht. Der Wert des Instruments ließe sich ja leicht von einem unparteiischen Kenner feststellen.

Wenn Sie geneigt sind, auf mein Anerbieten einzugehen, so bitte ich um Ihre gefällige Rückäußerung. Wollen Sie gültig meine geplante Reise im Pensionat nicht erwägen. Es empfiehlt sich Ihnen hochachtungsvoll und ergebenst

Harald Jarnström.

Regina schüttelte den Kopf. Sie war starr. Der Aufenthalt in dieser Pension Wobber begann ihr nachgerade unheimlich zu werden. — Wahrhaftig, das war keine Fremdenpension mehr, das konnte sich eher die internationale Pension der Errinkenden nennen, die sie, wie es schien, als den Strohhalm betrachteten, der sie über Wasser halten sollten. Je nun, wenn sie schon einen Beruf ergreifen wollte, zu dem eines Strohhalmes bedürfte sie denn doch nicht das geringste Verlangen.

Sie nahm den zweiten Brief in die Hand und sah ihn unerschrocken an. Was mochte der Oberst nur wieder von ihr wollen? Sie hatte ihn bei der nächsten Zusammenkunft nach jeber hümmischen Austritt am Begründungsnähe in aller Form um Entschuldigungen gebeten, indem sie ihre aufgeregten Nerven als Ursache ihrer geritzigen Worte vorschützte. Aber die Versicherung war — von ihrer Seite wenigstens — eine rein äußerliche gewesen, um nur den unermüdlichen Zusammenkünften, die die Erregung notwendig machte, eine erträgliche Form gesellschaftlichen Verkehrs zu geben.

Weder mit dem Onkel, noch mit ihren Brüdern hatte sie freundschaftliche Beziehungen gehabt. Denn stets, wenn sie von den Verwandten etwas hörte, richteten sie irgendwelche Wünsche und Anforderungen an sie, denen die junge Frau lieber auswich.

Regina hatte den Umschlag des Briefes geöffnet. Einige getrocknete Bergfarnblätter fielen heraus. Langsam las sie:

„Liebes Kind!“

— Regina zog die Stirne zusammen. Natürlich war sie dem grämlichen Bedanken und selbst

wachten Militär nur ein Kind, mit dem man spielte, und das beileibe seinen eigenen Willen haben durfte. — Sie las weiter:

„Wir müssen übermorgen nachmittag behufs einer gemeinsamen Unterschrift nochmals beim Notar erscheinen. Wirst Du mir das Vergnügen machen, vorher mit mir im Kaiserhof zu speisen? Ich denke, Du wirst noch keine bindenden Dispositionen für den Tag getroffen haben und erwartete Dich um zwei Uhr im Vestibül des Hotels.“

Es grüßte Dich herzlich in Treuen Dein

Eberhard von Linter.“

„Von einem Onkel keine Spur“, sogte sich Regina bitter. „Also wieder eine Annäherung, womöglich mit neuer Liebeserklärung in verbesserter Auflage! Wollen doch sehen, ob wir den Herrn nicht in verordnungsmäßigen Schranken halten können.“ Ihre Antwort an den Obersten lautete denn auch sehr kühl. Sie schrieb:

„Lieber Onkel Eberhard!“

Seine freundliche Aufforderung zum gemeinsamen Mittagessen vor der notariellen Besprechung nehme ich dankend an. Wäre es nicht vielleicht wünschenswert, wenn sich auch Ernst und Wolf an unserem Diner beteiligen würden? Dann hätten wir doch die Gewißheit, daß sie rechtzeitig zum Anwalt kämen, während andernfalls die Konferenz möglicherweise wieder einmal — wie dies schon öfter geschehen — wegen unpünktlichen Erscheinens der jungen Herren vertagt werden müßte.

Wenn Du mit meinem Vorschlag einverstanden bist, hast Du wohl die Güte, meine Brüder in diesem Sinne zu benachrichtigen.

Mit freundlichen Grüßen bin ich Deine Nichte

Regina Malten.“

Ganz wie es Regina vermutet hatte, sah sie am anderen Tage den Zorn ihres Bruders erreicht. Die drei Herren erwarteten sie bereits im Hotel. Der Oberst mit einem Weidenstrauch bewaffnet, den er mit einer ritterlichen Überzeugung seiner schönen Nichte überreichte.

Regina brauchte nun wenigstens nicht die Mühseligkeit mit dem Onkel allein einzunehmen. Daß er während des Diners, trotz der Anwesenheit der Brüder, mehrmals verfuhr, die Hand seiner „Hebervierten“ Nichte zu streicheln und ihr öfter, als es unbedingt notwendig war, zuträufel, beobachtete sie nicht weiter.

Das kleine, aber gewählte Diner, auf dessen Komposition sich der Oberst trefflich verstand, verlief ohne Störung. Nur Wolf hatte dem alten Burgunder etwas reichlich zugeprochen und der Oberst verlangte den Resten, vor dem Ausbruch eine große flüssige Sauerbrunnen zu leeren.

Beim Notar ging es diesmal friedlicher zu, als sonst bei derlei Besprechungen, bei denen Ernst und Wolf meist allerhand eigenartige Wünsche auszutrammen pflegten.

Als sich der Oberst nach Beendigung des Notariatsaktes verabschiedet hatte, lud Ernst, zu Reginas Verwunderung, die Geschwister noch zu einer Tasse Kaffee ein.

Regina, die den Bruder nicht verlegen wollte, schloß sich an, trotzdem sie irgendeine Unannehmlichkeit hinter dieser ungewöhnlichen Höflichkeit vermutete.

Ihr Gefühl hatte sie nicht betrogen. kaum hatten sie in der nahen Kontorberei Platz genommen und die Getränke bestellt, als Ernst begann, die guten Eigenschaften des Obersten hervorzuheben, von Wolf dabei eifrig unterstützt.

Regina, die erfolglos versucht hatte, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, fühlte sich aufs peinlichste berührt.

Nach einigen pläntelnden Bemerkungen, sagte Ernst gerade heraus: „Du, Regina, Onkel Eberhard scheint sich übrigens für Dich mächtig zu interessieren. Es würde Dir ein leichtes sein, den guten alten Herrn zu kapern.“

„Jawohl“, bestätigte Wolf, Regina, der Onkel ist total in Dich verfallen! Du könntest Dir auch gar nichts Besseres wünschen, als Frau Oberst von Linter zu werden. Donnerwetter! So!“

Und Ernst fuhr fort: „Das Vermögen der Familie siehst du dann wieder auf unsere Linie zurück. Es könnte später in unserem Bankrott verwaltert werden und man wüßte doch, daß das schöne Geld nicht in alle Winde fliegen würde.“

Wolf, dem noch immer der Wein im Kopf spukte, hob seine Kaffeetasse und rief ungehört:

„Prost! Frau Oberst in spe! Dorf man darauhin einen kleinen Pump bei Dir anlegen?“

Das Geburtstagsgeheimnis.

Humoreske von Friedrich Thieme.

Es ist einige Tage vor meinem Geburtstage. Mein Mann läuft mit einem geheimnisvollen Lächeln auf den Lippen umher, schließt geräuschvoll und ostentativ seinen Schrank zu, wenn ich in die Nähe komme, und antwortet auf jede dritte Frage: „Datnorch fragt man vor seinem Geburtstage nicht.“ Die Herren Männer können doch gar nichts in stiller Heimlichkeit abmachen. Da ist Kesschen anders, unsere Kestle. Sie geht so ruhig und unbedürftig ihren leisen Weg, doch ich manchmal denke: Ja, verzeih denn das Mädchen deinen Geburtstage ganz? Ja mag noch so sehr aufpassen, ich sehe sie nicht, gar nichts tun! Und doch, wenn der Tag der Freude kommt, sei's Geburtstag oder Weihnachten, überbringt sie mich stets mit einer reißenden Arbeit, an die ich gar nicht gedacht habe, und die mir doch großes Vergnügen bereitet!

Anders unser Horst. Ich will gleich von vornherein mit der Umfassung für ihn in Anspruch nehmen, er ist in den Flegeljahren. (Engeljahre hat er überhaupt gar nicht gehabt!) Es ist nicht zu erwarten, daß Horst von selber an eine so nebenfällige Sache wie einen Geburtstag denkt (seinem eigenen ausgenommen, den er mit großer Promptheit und äußerst frühzeitig in Erinnerung bringt). Seine Schwester muß ihn allemal erst aufmerksam machen. So auch diesmal. Was ist nun die Folge? Horst schreute die weltfremden Gedanken, die sein Gehirn bewohnen, für eine halbe Stunde von sich und überlegte. Das Resultat ist offenbar ein ungemein befriedigendes.

Wenn Kesschen sich erkundigt: „Nun, Horst, was willst du der Mutter schenken?“ lächelt er triumphierend und entgegnet in der ihm eigenen jactitischen Weise: „Nicht etwa so 'ne lumpige Dede wie du — mit solchem Zeug schämt ich mich.“

Damit beweist er, daß er einen feiner Beachtung und Teilnahme würdigen Gegenstand gefunden hat. Nun kommt aber der wahre Jakob — nämlich die finanzielle Seite der Angelegenheit. Horst besitzt niemals Geld, Kesschen immer, obgleich beide dasselbe Taschengeld erhalten. Da ist Holland in Not, und er wandelt mehrere Stunden umher wie ein Staatsminister, der neue Steuern für ein Defizit von hundert Millionen erdenken soll. Er bräutete eigentlich nicht so sehr zu dem gleichen Ergebnis und könnte das im voraus wissen. Möglichst spät er vor mir: „Mutter, ich brauche einen Franken.“

„Wozu denn, Horst?“ Ein unwilliges Würgen auf seinem Gesicht. „Zu irgendwas.“

„Du vertritt zu viel Geld. Ist denn dein Taschengeld schon wieder alle?“ Er grimmt. Kesschen macht mir ein bedeutungsvolles Gesicht. „Sich ihm den Franken nur, Mutter. Er braucht ihn wirklich. Wozu, erzählst du später.“

Jetzt weiß ich Bescheid. Horst erhält seinen Franken und verschwindet damit augenblicklich. Nach einer Stunde kehrt er zurück, von der Bedeutung seines Vorhabens geschwollen. Vom Tag an ist seine Stube fest verschlossen. Nicht einmal Kesschen darf hinein. Er ist der Meinung, Weiber könnten nicht schweigen, oder niemand kann so wenig etwas auf dem Herzen behalten als gerade Horst. Was mag er eigentlich vorhaben? Manchem wird mir die Sache ganz unheimlich. Auf alle Fälle ist es eine sehr lärmende Arbeit, die er in Angriff genommen hat — andere als laute Tätigkeiten liebt er nicht. Auch erfordert sie eine Menge Hilfsmittel. Alle möglichen Töpfe, Teller, Ziegel trägt er nach und nach aus der Küche fort, den Werkzeugkasten hat er überhaupt ständig mit Beschlag belegt, alle Bretter schleppt er zusammen. Wenn man ihn bei einer dieser „Estatationen“ ertappt und zur Wehr setzt, wird er noch sehr ungemütlich und zornig, man wolle ihm bloß wieder wie gewöhnlich die Freude verderben.“

So wird das Geburtstagsgeheimnis für ihn zu einer „Carte blanche“ für alle möglichen Usurpationen, für uns der Anlaß geheimen Grauens und Schredens. Mehrmal erdenken wir rätselhaft Schmuckstücke, die ungeheuer schlecht wegzubringen sind. Töpfe kommen zurück mit unerklärlichem Plag, an seinen Kleidern und Fingern tauchen allerhand mysteriöse Flecken auf. Am Morgen zeigen sich Keimspuren, in den Haaren Sägespäne — dabei geht er einher mit Schritten eines Unbeflegbaren und hat für die Anstrengungen seiner Schwester lediglich ein überlegenes, geringfügiges Lächeln. Und der Eintritt in sein Zimmer ist bei Todesstrafe untersagt. Sogar sein Bett ordnet er sich — angeblich — selber, denn auch dem Mädchen traut er nicht.

Doch sonderbar! Nach einigen Tagen erscheint sein Ausdruck plötzlich weniger zerküßt. Der kühlte Seite gerückt ist einer mehr elegischen Miene gewichen. In seinen doppelt trübsamen Anshauungen gegenüber sei-

ner Schwester offenbar sich der Mißmut einer grausam entkalkten Seele. Je mehr der Geburtstag heranrückt, je mehr reizt sich seine Ungebändigkeit. Zwei Tage vorher jedoch scheint ein neuer Entschluß in ihm entwirrt. Bevor er zur Schule geht, tritt er heimlich zu Kesschen in die Küche. „Nicht, sei so gut, pump mir einen Franken.“

„Wozu, Horst?“ „Ich brauch' ihn noch, 's ist für die Mutter. Ich sag' ihn dir gleich von meinem Taschengeld zurück.“

Kesschen lächelt still und borgt ihm das Geld, obwohl sie aus untrügerischer Erfahrung weiß, daß ein Darlehen an Horst nicht mehr Aussicht auf Rückzahlung hat als eine moderne Staatsschuld. Nun beginnt der ganze Hergang noch einmal. Das ganze Haus scheint in ein Laboratorium verwandelt. Horst läuft postertend treppauf und -ab, schleppt ins Haus und hinaus, hat keine Zeit für die kleinste Besorgung im Haushalt, sieht Kesschen mit dem Mädchen aus und schwimmt mächtig auf Kesschen, die er aller denkbaren Verbrechen bezichtigt — indessen, der Sieger ist wieder fertig, der Triumphtor mit den hochgezogenen Augenbrauen, der selbstbewußten Stirn, dem Lächeln des genialen Erfinders.

Was mag da wohl herauskommen? Väter, Schmutz, Unordnung, Verschwendung, Unanpassung genug zur Herstellung eines Gefanten — oder heißt es hier: Ein großer Aufwand unnütz ist verian?

Nicht doch: Horst sammelt feurige Köpfe auf mein Haupt. Die zwei Gipsbilder, die er mir mit Frohendem Lächeln überreicht, sind wirklich kleine Kunstwerke! Für runden Tellerchen ein paar wunderbare Frauenköpfe — und wie mühsam die Herstellung! Erst hat er die Gemäße in heißen Wasser vorläufig von den Künstlerarten gelöst, auf denen sie sich ursprünglich befanden, sie dann in einen geeigneten Teller gepreßt und eine Gipsmasse darauf ausgebreitet — o, es ist wirklich ein genialer Junge! Ich erkenne, ich habe ihm im Herzen schweres Unrecht getan. Tränen der Wonne perlen von meinen Augen — ich drück' ihn gerührt, selig ans Herz! Sein Ehrgeiz erriet den erwarteten und verdienten Erfolg, und er selbst hält nicht zurück mit Selbstlob und sticht über der ungeheuren Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, um so ein bewundernswürdiges Kunstwerk hervorzubringen. Für Kesschen ebenfalls wunderhübsche Dede hat er nur einen gnädigen Blick und ein nachlässiges „Sehr nett — mehr, als ich ihr zugeraut hätte!“ Aber was befragt dieses Produkt weiblichen Fleißes und weiblicher Geschicklichkeit gegenüber seiner großartigen Idee? Man kann es ihm nachsagen.

Horst ist — und er steht das — wieder einmal der Held des Tages. Alle Freunde, Verwandten und Gratulanten bewundern die Bilder gebührend und preisen den Bildner. Das Tabu seines Zimmers ist von nun an wieder aufgehoben.

Am nächsten Morgen sage ich zu Horst: „Warum ziehst du denn bei der Wärme deinen weißen Anzug nicht an?“

„Ach, der ist schon zu schwübig.“ „Bitte, der ist erst frisch gewaschen worden; du hast ihn kaum zweimal getragen.“

„So? hm.“ Horst sieht einigermaßen verärgert. „Ich kann ihn nicht finden. Kesschen oder Berta haben ihn verdrückt.“ Damit trölt er. Da muß ich wirklich einmal selber nachsehen, denke ich, der Anzug muß doch oben liegen. Altmühsamer Engel, der ich bin, öffne ich die Tür seines Zimmers — aber der Schreck! So etwas von Wirrwarr, Unordnung und Befehelung haben meine Augen noch nicht geseht! Der Fußboden ein wahres Morast von Gips- und Farbenspänen — auf allen Sachen dicke Lagen von Sägespänen — überall Abfälle, Holzstücke und Papiertrümmel! Ein paar zerbrochene Töpfe und Teller im Winkel, der neue Tisch an mehreren Stellen angekratzt und zerkrüppelt; auf dem Ofen liegt die zerbrochene Laufsäge, darunter der aus dem Leim gegangene Hammer, daneben ein mitten durchgeschütteltes ganz neues Garbennetz. Die Tapete ist förmlich intoniert und auch die Bettdecke; sogar die Vorhänge weisen starke Spuren von Leim und Farbe auf, und das Fensterbrett hat einen regelrechten Gipsüberzug erhalten. Entsetzlich!

Aber wo ist der weiße Anzug? Nirgend zu entdecken — nur ein Bündel alter, über und über bestreuter Lappen erblide ich unter dem Bett. Die müßen unter die Lumpen! Ich bilde mich und hebe sie auf — o, du gerechtes Schicksal! Das ist ja — gewiß, das ist Horst's feiner weißer Tennisanzug! Und in welchem Zustand! Bedeckt mit Flecken und allen möglichen Farben und Formen, mit Gips bedeckt und durch einen misslungenen Wascheruch völlig fasslos und kästlich geworden! Und was für seltsame längliche braune Streifen wie Brandflecken — auch in die Hofe hat er sich ein tollergerotes Gög gebrannt — und — nein, ich ja glauben: bei dem Anzug finde ich auch noch mehrere weiße oder die-

mehr weiß gefundene Taschentücher sowie die prächtige Tischdecke, die ihm Kesschen zu Weihnachten für sein Zimmer geschenkt hat: sie hat offenbar ebenso wie die Tücher zum Aufwischen einer farbigen Nixtur gebüht und so wie der Anzug ihre Rolle für immer ausgefüllt. O kästliches Schicksal, o jammervoller Anblick!

Ich rufe Kesschen herbei. Kesschen in mürrischem Jörn frage ich sie: „Was hat denn der Bengel eigentlich gemacht? Das übersteigt ja alle Begriffe!“

„Ach, Mutter! verzeihe Kesschen die Dede, sei nicht gar so böse! Er hat mir schon halb und halb alles reuend verwandelt. Er wollte erst einen schönen Kammtasten für dich ausfüllen, und als der fertig war, gedachte er ihn zu brennen. Da er nun keinen Brennaparat besaß, verjuchte er es mit einer Stanznadel. Dabei hat er sich nicht nur eklig verbrannt, sondern auch das Kästchen verdorben. Darauf wollte er es braun und als das nicht ging, schwarz anstreichen, aber es machte sich nicht gut. Dabei fiel das Kästchen vom Tische und zerbrach, und als er sich danach büßte, reißt er die Farbtöpfe mit herunter.“

„Ach so — und beim Versuch, die Farbe zu beseitigen, hat er — ich verstehe —“

Ich war außer mir. Ich weinte. „Wenn mir doch der Bengel nichts schenken wollte!“ rief ich mürrisch, und begahen muß ich es auch noch selber!“ Da trat Horst gerade herein: „O, wie weh und demüütig sah der Sieger von Marathon heute aus!“

„Jetzt brich's los, das läßt sich schließlich bewältigen“, dachte er und blidete mich an wie ein herbender Schwarm seinen Mörder.

Aufgeregt, zornbeud füllte ich auf ihn zu — da fallen mir plötzlich seine strahlenden Augen ein, die strahlenden Augen, mit denen er mir, von Stolz, Liebe und Freude geschwemmt, seinen Gesichten überreichte. Und verschwunden ist auf einmal all mein Zorn, und eine Träne wäscht den Unmut aus meinen Augen. Mit diesen strahlenden Augen vor mir kann ich ihm nicht böse sein — er hat es ja gut gemeint — und je größer das Unheil, je mehr bezeugt es seine Liebe zu mir!

„Ach, Horst, du hast ja was schönes angerichtet“, sage ich bloß und mache mich, als wäre all das Unglück umher mein Wert, eilig aus dem Staube.

Wohl seine Mutter die Sehnsucht war. Da mußte er Dichter werden. . . und was es nicht zu und wunderbar auf weiter wühender Erde?

Sprangen nicht Quellen wie Silberland So viel in jubelnder Borne? War denn nicht überall Glückesland, Und jeder Feldrain voll Sonne?

Wohl seine Mutter die Sehnsucht war. Da ging er — und ging mir nachen, Schmutze lung sein Hingelhaar Und räunte — ach, . . . tolle Sagen. . .

Er würde — einmal — ein König sein. — Ein Dichterfönig auf Erden. — Und Lorbeer und Liebe, Glanz u. Schein. Die müßten sein eigen werden. . .

Dann ging er — und fänge an Rain und Neb. Von allem Höfen und Schänen, Und würde mit unruhigenm Lied, Ach — alles entführend verjahren. . .

Und wie er so räunte — die Sorge kam, Beach leise Träume und Wäuten, — Und seine Aunen grub ein der Gram, — Und alle Quellen verdräupten. . .

Rur schräges Halblicht malt mattes Gelblim Au taubem, kaltem Gewände Und über noch kommt die Sorge zu ihm, Und nimmt seine bebenden Hände. Schon reißt es sich pleidend ums blonde Haar. Die Saiten legimen zu springen. Doch wohl seine Mutter die Sehnsucht war, Fuß sängen er — sängen — sängen. Ergen Stangen.

Gefangennahme auf dem Schlachtfeld.

Die vielen Kriegsgefangenen, die von den Deutschen in dem gegenwärtigen Kriege schon gemacht worden sind und noch täglich gemacht werden, haben einem italienischen Offizier Veranlassung gegeben, sich im „Corriere della Sera“ mit der Frage zu beschäftigen, ob das freiwillige Ergeben größerer Truppenteile oder einzelner Soldaten an einen härteren Feind durch internationale Bestimmungen geregelt sei oder nicht. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß es zwar gewisse Bedäue gebe, die auf den Willen zur Ergebung schließen ließen, wie das Hüßen einer weißen Fahne, das Umklehen des Gewandens mit dem Laufe nach unten, das Wegwerfen der Waffen usw., daß aber keinerlei internationale Abmachungen beständen, die von allen kriegsführenden Parteien beobachtet werden müßten. Infolge des Fehlens solcher Bestimmungen wären nicht nur Mißverständnisse möglich, sondern man brauche auch keines der angeführten Zeichen zu verstehen, wenn man nicht wolle. Auf diese Weise würden viele Soldaten getötet, die unter anderen Umständen am Leben geblieben seien. Der ungenannte Offizier empfiehlt daher, nach Schluß des Krieges Beratungen über diese Frage zu eröffnen, denn sie sei nicht weniger wichtig als die der parlamentarischen und die des Roten Kreuzes.

Englische Soldatenfrauen.

Den meisten von ihnen ist ein trauriges Los beschieden.

Die schlechten Erfolge der englischen Vorkriegsarmee kommen zum größten Teile daher, daß man für die Frauen und Angehörigen der Soldaten in England bisher nur in höchst dürftiger Weise gesorgt hat. Das für Gend unter diesen Frauen herrscht, deren Männer ihr Blut für ihr Vaterland hingeben, zeigt ein Auffaß einer englischen Aristokratin, der Lady Violet Greville, die auf dem in England so vielfach vernachlässigten Gebiet der praktischen Wohltätigkeit arbeitet und viele Besuche bei den Soldatenfrauen gemacht hat. Die Klagen über die Trunkucht dieser Frauen fand sie bestätigt; aber es ist erfindlich, daß sie sich zu beläuen suchen in ihrer grenzenlosen Einfaclheit, Unwissenheit und Not. Die stumpfe Gleichgültigkeit, in der sich die meisten befinden, geht Hand in Hand mit einer völligen Unkenntnis dessen, worum der Krieg geführt wird; sie haben keine Ahnung, wo ihre Männer sind, gegen wen sie kämpfen und warum sie kämpfen.

„Eine Frau erzählte mir, ihr Mann wohle wohl in Windsor Castle oder an so einem ähnlichen schönen Ort. Sie glauben die wildesten Geschichten und halten sich an die merkwürdigsten Lügen. Die Kopfzahl großer Familien ist erstaunlich groß. Manche Frauen wissen nicht einmal die Namen und das Alter ihrer Kinder und mischen die geforderten mit den noch lebenden in einer beneidenswerten Weise durcheinander. Eine alte Frau wußte nicht einmal die Nummer des Hauses, in dem sie wohnte. Unter den jungen Frauen ist die Gleichgültigkeit gegen die Ehe sehr bemerkenswert. Viele Paare, die seit vielen Jahren zusammenleben, waren nicht verheiratet, aber eine Heirats-epidemie brach aus, als bekannt wurde, daß nur die Ehefrauen der Soldaten Unterfüßungen erhalten würden. Die Schulbildung scheint noch nicht sehr in die unteren Klassen gedrungen zu sein. Die Aussprache und die Handschrift der Rekruten und ihrer Frauen sind sehr schlecht. Mit der Nadel wissen in der Regel nur die älteren Frauen umzugehen; die jüngeren Mütter halten wenig von Hausarbeiten überhaupt. Unter solchen Umständen ist es überflüssig, den Zustand von Unordnung und Unsauberkeit besonders hervorzuheben, der in vielen Familien herrscht. Wie verschoben ist der schmude kleine Raum, der der Spitz der französischen und belgischen Frau ist, von dem rauchigen schwarzen, an Ungeizier reichen Koch, das die Engländer ihre Küche nennt.“

Nach diesem Urteil, das hier über die englische Soldatenfrau gefällt wird, berührt der Vorschlag eigenfürlich, den Lady Greville zum Schluß macht, um der Not zu steuern. Sie meint, daß die Frauen mehr zu häußlichen Arbeiten, zur Näherei und zum Stricken herangezogen werden. Bei dem großen Mangel an Dienstmädchen und dem Bedarf von weiblichen Handarbeiten aller Art würde den zahllosen hungernden Weibern der Soldaten und Rekruten dadurch eine Verdienstmöglichkeit eröffnet werden.

Staubwolken von Heeren.

Auch wer niemals eine große Arme auf dem Marsch gesehen hat, kann sich leicht vorstellen, daß dieselbe auf trockenen Wegen mächtige Staubwolken aufwirft. Und für ein nicht geübtes Auge sieht jede solche Staubwolke so ziemlich jeder anderen gleich; aber ein geschulter Soldat kann aus derartigen Staubwolken manche Dinge, welche für die andere Partei wichtig sind, deutlich sehen, obwohl manche andere durch die Staubwolke zeitweilig verborgen werden.

Der Staub, welcher z. B. von Infanterie aufgeworfen wird, hängt in einer niedrigen, dicken Wolke. Je länger diese Wolke ist, desto mehr Leute hindert sie; und ein guter Späher kann auf solche Weise die Größe des Heeres, welches auf dem Marsch ist, ziemlich genau abschätzen.

Andererseits sendet Reitervolk, welches unterwegs ist, eine viel höhere und dünnere Staubwolke empor, als das Fußvolk. Die auffallendste, am leichtesten zu unterscheidende Staubwolke aber wird durch Wagen und schwere Geschütze hervorgerufen; und hier erhebt sich der Staub in kleinere Gruppen von Wolken, flakt der langen Wolke, welche durch Kavallerie oder durch Infanterie hervorgerufen wird. Auch in diesem Fall kann das Auge und Kestel des Renners aus gewissen Eigenschaften merkwürdige Auskunft gewinnen.

Und so vermag der geübte Späher, auch ohne irgend etwas von der tatsächlichen Ursache des Staubes zu sehen, schon auf viele Meilen Entfernung erkennen, wie große und welche Arten von Streitkräften des Weges daherkommen. Der Staub ist ein Verhüller, — aber zugleich ein Verräter, gegen den sich wohl wenig ober gar nichts tun läßt!